

rührte sie in Befolgung der Vorschriften des Korans nicht an. Ich erinnere mich genau daran, daß zwar des Sultans Glas stets mit Wein gefüllt war, daß er es an die Lippen brachte, aber niemals davon trank.

Die alte Sultanin, die Mutter Abdul Hamids, liebte das Zeremoniell nicht und zog sich ganz vom Hofleben zurück. Sie verließ den glänzenden Silbispalast und nahm im herrlichen Pera auf der anderen Seite des Bosporus im sogenannten Matrakla Wohnung. Dort in ihrem eigenen Palaste verbrachte sie ihre letzten Tage und befolgte streng die überlieferten Sitten. Alles erinnerte dort an die Welt der alten Sultane; die Heiligkeit des türkischen Familienlebens wurde gewahrt, und kein fremder Diplomat erhielt Zutritt.

In Anbetracht seiner Kenntnisse des Westens ließ der Sultan seinen Söhnen eine moderne Erziehung angedeihen. Er hatte sieben Söhne, und jeder von diesen wurde in einer besonderen Wissenschaft unterrichtet. Sie wohnten im Palast getrennt, besuchten aber gemeinsam die Schule des Serrails. Die bekanntesten Professoren wurden zu ihrer Belehrung ausgewählt; es waren dies nicht nur Türken, auch mancher Ausländer befand sich unter den Lehrern. Der gesamte Unterricht aber fuhte auf dem Koran, den studierte Godschas lehrten. Außer dieser geistigen Erziehung legte der Sultan großen Wert auf die Pflege der Militärwissenschaften, doch wurde daneben

die Kunst nicht vernachlässigt. Der Sultan hatte den Wunsch, seinen Söhnen eine gründliche Erziehung angedeihen zu lassen, denn er wollte, daß sie selbst etwas zur Förderung der einen oder anderen Wissenschaften oder Kunst beitragen sollten.

Sein ältester Sohn, Mehmed Selim, war ein hervorragender Schriftsteller und kannte fast die gesamte Weltliteratur. Mein Onkel, Abdul Kadir, der zweite Sohn des Sultans, zeichnete sich in der Musik aus, und ich kann ruhig behaupten, daß er eine gründliche musikalische Erziehung genossen hat und ein erstklassiger Musiker ist. Mehmed, der Dritte, widmete sich der Malkunst. Buhaneddin ist ein vollendeter Pianist. Er war als Knabe der talentierteste unter den Brüdern, aber später machten sich bei ihm Anzeichen von Geistesgeführligkeit bemerkbar.

Was die militärische Erziehung anbelangte, so wurde Mehmed ein ausgezeichnete Reiter. Buhaneddin war ein guter Seemann. Abdul Rahim kam nach Deutschland, um dessen militärische Einrichtungen kennen zu lernen.

Die Söhne des Sultans wurden schon im frühen Alter vermählt, doch ihre Ehen verliefen recht unglücklich. Fast jeder von ihnen ließ sich scheiden und heiratete von neuem, aber auch die zweite Ehe war kein Erfolg. Nur die Verbindungen mit Ausländerinnen können als mehr oder weniger glücklich bezeichnet werden.

Fortschritte im Nachrichten-Wettlauf.

Von L. E. Popper-Berlin.

Der Grundsatz, daß die Konkurrenz mehrerer Unternehmungen der Allgemeinheit zu Gute kommt, kann in ganz besonderem Maße auf das Nachrichtenwesen angewandt werden. Daß beispielsweise die Meldungen von den Landungen des „Graf Zeppelin“ in Japan und Amerika innerhalb weniger Minuten, nachdem das Luftschiff den Erdboden berührt hatte, bei den deutschen Zeitungen eintrafen, daß wir überhaupt von wichtigen Ereignissen, die sich in den fernsten Zonen abspielen, in so unglaublich kurzer Zeit Kenntnis erhalten, verdanken wir der Rivalität zwischen den großen Nachrichtenagenturen, die sich zu einem rasenden Wettlauf um Sekunden entwickelt hat. Diese Weltunternehmen, die eigene Telegraphenlinie, eigene Telephonlinien und private Funkstationen besitzen und auch die größten Kosten nicht scheuen, wenn es gilt, eine wichtige Meldung um den Erdball zu jagen, haben ihren Meldebienst so straff und lückenlos organisiert, daß sie tatsächlich die Presse — und damit die Allgemeinheit — fast gleichzeitig mit dem Eintritt eines Geschehens darüber informieren können; alles, um die Konkurrenz zu schlagen, um die betreffende Meldung als Erste übermitteln zu können und so ihre Reputation und ihre Kundenschaft zu erhalten.

Charakteristisch für die Schnelligkeit, mit der die weltumspannenden Organisationen dieser Unternehmen arbeiten, ist es, daß sich die United Press, eines der größten Nachrichtenbüros, anlässlich eines Banketts ihrer Redakteure in Kansas City den Spaß erlauben konnte, ein Telegramm um die Erde — von Kansas City nach Kansas City — abzusenden, das abließ, als die Suppe serviert wurde, und gleichzeitig beim Bratengang wieder anlangte.

Natürlich paßt sich die Presse dem Bestreben, die Allgemeinheit immer schneller mit Neuigkeiten zu versorgen, an. Die Redaktionen müssen täglich innerhalb weniger Stunden die einlaufenden Nachrichten prüfen, auswählen, druckreif gestalten und in übersichtlicher Aufmachung herausgeben. Kommentare, Leitartikel, Feuilleton, Lokalberichte und sonstiges ergänzen das Gesamtbild, das beim Lesen der Zeitung so einfach erscheint, aber eine Unsumme Kleinarbeit enthält, die immer wieder in einem oft erstaunlich kurzen Zeitraum geleistet werden muß.

In engstem Zusammenhang hiermit steht der technische Betrieb der Presse, deren eilig arbeitende Druckmaschinen fertig gesetzte Zeitungen liefern. Besonders die Satzherstellung hat seit der Jahrhundertwende, wo die Setzmaschinen und schließlich der mechanische Mißsatz geboten wurden, bewundernswerte Fortschritte gemacht. Erst mit ihrer Hilfe konnte die Nachrichtenverbreitung an die Allgemeinheit ihre heutige Schnelligkeit erreichen. Und doch wurde auch dieses technische Wunder inzwischen übertrumpft: durch die kürzlich erfundene Fernsehtelegraphie, deren Einführung in die Kette der Nachrichtenmittlungsstadien uns künftig noch ganz bedeutend rascher als bisher über die Weltgeschehnisse benachrichtigen wird.

Diese Fernsehtelegraphie ist, kurz gesagt, ein verhältnismäßig einfach konstruierter Apparat, der auf telegraphischem oder drahtlosem Wege eine beliebige Anzahl von Setzmaschinen an verschiedenen Orten betätigt. Nehmen wir einmal an, daß ein Kampf um die Schwergewichts-Weltmeisterschaft zum Austrag gelangt, an dessen Ausgang in der gesamten Welt Interesse herrscht. Da sitzt der Vertreter einer Nachrichtenagentur im Zuschauerraum vor einer Schreibmaschine, auf der er jeden Schlag, jede Phase des Kampfs und schließlich den Knokout niederschreibt. Und gleichzeitig raseln in hundert verschiedenen Großstädten die Setzmaschinen; und wie der Journalist Buchstabe um Buchstabe anschlägt, so fügen sich automatisch die Bleitypen zu Druckzeilen zusammen. Sobald der Vorkampf beendet ist, liegt auch der Drucksaß fertig vor.

Der technische Vorgang ist der, daß ein Schreibmaschinen-ähnlicher Apparat ein laufendes Papierband nach einem bestimmten Code perforiert. Dieses Band läuft dann in den Sender, in dem die Perforierung telegraphisch oder drahtlos auf ein anderes Band in den vielleicht Tausende von Kilometern entfernten Empfangsapparaten übertragen wird, genau wie dies bei den heutigen Fernrindern geschieht. Das Empfangsband durchläuft eine Maschine, die die Perforierung in Schriftzeichen überträgt und so dem Redakteur Gelegenheit zu Streichungen oder Änderungen gewährt, und gelangt schließlich in einen Mechanismus, durch den eine gewöhnliche Typensetzmachine mit großer Schnelligkeit betrieben wird.

Der Wettlauf im Nachrichtenwesen macht somit geradezu sensationelle Fortschritte. Von Gutenbergs Einzelzettlern bis zum telegraphierten Drucksaß — ein Entwicklungsgang, der Wunder über Wunder aufweist.

Die letzte Pariser Pferdebrotsche.

Die Pariser liebten sie geradezu, diese letzte aller Pferdebrotschen, die als schweigender Protest gegen die moderne Unrast am Plage der Republik auf einen gelegentlichen Fahrgast wartete. Kutscher, Rosinante und Gefährt bedeckten den Pariser eine melancholische Erinnerung an die schönen Zeiten vor dem Kriege, da Paris noch Paris und nicht die amerikanische und englische Kolonie ohne Gesicht und Seele war. Seiner Berühmtheit und seiner Würde als letzter Vertreter einer einst wichtigen Gilde wohl bewußt, trug der Kutscher seinen Lackzylinder mit Stolz, und selbst die großen Automobile nahmen auf sein langsam trotzendes Gefährt Rücksicht, wenn er einmal eine Ladung romantischer junger Leute, fast seine einzigen Kunden, nach Montmartre bringen durfte. Heute ist auch diese letzte Droschke verschwunden und der Herrschertraum ihres Kutschers jäh verbracht. Der Alte steht zwar noch ab und zu im Zylinder auf dem Plage der Republik, doch ohne Droschke und ohne Pferd, und erzählt den Neugierigen, daß Unbekannte ihm seine Kutsche, die letzte von Paris und ein Museumsstück, gestohlen haben.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

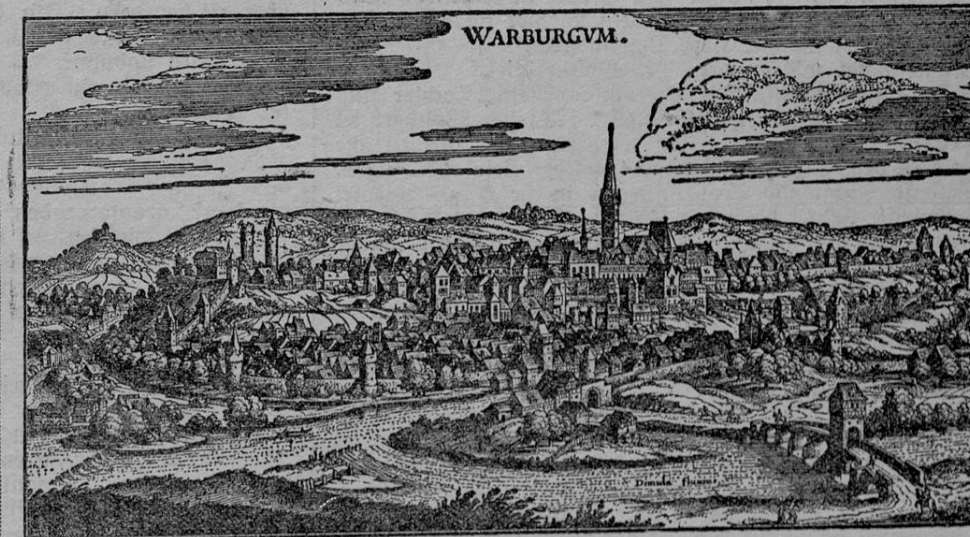
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Dück, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 81

9. Oktober 1929

4. Jahrgang

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

VORBERECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA

4. Fortsetzung.)

Am Freitagmorgen lag sie, als ein Wagen vorfuhr, umher. Sie hatte eine Tür geklappt. Sekunden lang hatte sie die Hände gefaltet. Sie hörte Männerstimmen, die sich mehr und mehr entfernten. Der Vater und — — —? Ja wer? Sie dachte daran, daß es auch vor etwa einem Jahr so gewesen. Fast genau so. Damals, als der Graf aus Rötke morgens früh ins Haus kam mit dem andern . . . jenem andern, der sie — — —

Nein!

Jäh strich Erika das blonde Haar zurück. Die Unterredung mit dem Vater gestern Abend fiel ihr ein. Ihr Wort . . . Fertig!

Knisternd fuhr der Kamm durch lange, dicke Flechten. Legte sie nach hinten ins Gesicht. Danach schloß sie Erika und rechte sie zu einem mächtigen Knoten. Schlicht, einfach.

Fertig — ja.

Die Alte war sie wieder. So konnte man auch ohne Hut und Schleier durch den Park . . . durch Felder und die Wälder laufen, fahren oder reiten. So fühlte man sich wieder ganz daheim. Und frei . . . sich selbst.

Von der Treppe der Veranda hörte sie den Vater. „Vater,“ rief sie.

Vom Park her gab er Antwort. Danach kam er mit Baron von Maderburg den Buchenweg heraufgeschritten. Vor ihm lief ein schwarz und weiß gefleckter Hühnerhund, um ihn schwänzelte die Dackelhündin.

Witternd hob der Jagdhund seine Nase, sprang in langen Sätzen auf sie zu und an ihr hoch. Sie fraute ihm den Kopf. „Schön, mein braver Hund. Kennst du noch dein Frauchen?“

Nun war auch der Domänenrat mit Maderburg heran. „Morien, Mädel. Ausgeschlafen? Unser Latzher Nachbar ist des Hengstes wegen hier. Kennst ihn noch?“

„Das wäre Herr von Maderburg . . .! Grüß Gott.“

Lachend sagte der Baron nach ihrer Hand. „Ja — — — Der ahnungslose alte Herr. Kennen — — —! Zwei so alte Liebesleute wie wir beide — was?“

Blaulander schritten sie nach oben. Die Sonne strahlte

durch die Scheiben der Veranda. In der Ecke stand, umringt von Palmen und von immergrünem Blattwerk ein ovaler Frühstückstisch. Im großen Silberkessel brodelte das Wasser. Kristallkaraffen, gelb und rot von Rum und Rotwein, glänzten. Goldgelb schimmerte die Butter, wir nur Butter auf dem Lande schimmern kann. Schinken, Wurst und Spickgans warteten. Präkelnd lagen Spiegeleier auf der Silberplatte.

Erika schob ihrem Vater einen Sessel hin und legte ihm ein Kissen zwischen Stuhl und Rücken.

„Du verwöhnst mich, Mädel,“ sagte der.

Erika nahm eine der geschnittenen Tulpenblüten aus der Jardiniere, um sie dem Baron von Maderburg auf seinen Platz zu legen.

„Da, mein Lieber, daß Sie auch was haben. Und dann sollen Sie mir sagen: Ist es etwa hier nicht eine Lust zu leben?“

5.

Als Labuhns mit Maderburg vom Garten aus den Hof betraten, fuhr das Waltherpielsche Auto vorne an der Auffahrt vor.

Dr. Justus Waltherpiel stieg aus.

Er hörte durch den Diener, daß sich der Domänenrat gemeinsam mit Baron von Maderburg soeben in den Fohlenstall begeben habe.

Eigenartiges Lächeln zuckte um die Lippen Waltherpiels. „Nein — nicht melden“ wehrte er. „Ich gehe selbst. Wenn Sie mich zum Hof begleiten wollen, lieber Freund.“

Durch die Halle schritten sie. Eichschalen und Geweihe hingen an den Wänden zwischen alten Waffen. Auf der einen Seite stand der mächtige Kamin, an der andern hing ein großes Bild in dunklem Eichenrahmen: Eine Fohlenjeder, die auf weiter Wiesenlandschaft graste.

Der Diener öffnete die schwere Haustür. Fast in Schulterhöhe lag die dicke bronzene Klinke. Langsam drehte sich der Flügel in den Angeln. Die Luft und Sonne stießen warm herein.

Kurze Zeit im Schatten gingen sie. Die Ställe für die Reit- und Wagenpferde standen rechts, die Remise für das herrschaftliche Fuhrwerk links. Dazwischen lag ein runder Platz mit einem Brunnen. Aus vier Eisenröhren plätscherte das Wasser in ein flaches Becken.

Von diesem Platz ab ging ein kurzer Weg, von hohen Mauern eingeäumt, zum Wirtschaftshof.

Waltherpiel und der Labuhnsche Diener schritten ihn hinab. Bogen rechts.

Gebirg trat Labuhn mit Erika und dem von Maderburg aus einem der massiven Ställe.

Niemand kannte Justus Waltherspiel bisher. Madernburg indessen drehte seinen Kopf zu Erika Labuhn und sagte leise:

„Scheinbar Waltherspiel auf Bischofswerda.“ Dieser trat an den Domänenrat heran und zog den Hut. „Waltherspiel... Ich mußte zum Gericht in Rinkstedt. Und da — Sie sind der erste, dem ich hier im Kreise Reverenz erweisen möchte, Herr Domänenrat.“

„Tausendmal willkommen, Dr. Waltherspiel.“ Beide Hände reichte ihm Labuhn. „Meine Tochter und Baron von Madernburg auf Latsch.“ Als sich Waltherspiel vor Erika verneigte, trat ihr wiederum die fürchterliche Tragik in dem Schicksal Reinhold Waltherspiels vor Augen. Rätselhafte Angst und Trauer stiegen an ihr Herz. Wieviel grauenhafte Rätsel barg das Leben. Es schien, als ob Gefahren irgendwo im Hinterhalt verborgen auf der Lauer lägen, denen man durch keine Macht der Welt entrinnen konnte.

Waltherspiel verbeugte sich vor Madernburg — gerade so, daß er den Naden senkte, keine Linie mehr. Also das war Madernburg! Er bemühte sich, den Schleier zu durchdringen, der vor seinen Augen hing.

„Auf gute Nachbarschaft, Herr Doktor,“ sagte Madernburg. Aber keine Spur von Wärme war in diesen Worten.

„Danke, Herr von Madernburg. Auf gute Nachbarschaft.“ Waltherspiel empfand jetzt seine eigene Stimme so voll Sicherheit und Ruhe, daß er daran eine Stütze fand und sich sich zusammenriß. Auch die Schleier vor den Augen gingen langsam wie ein Vorhang auseinander. Waltherspiel erkannte jede Linie des Barons, der in gestraffter Haltung vor ihm stand. Es war ein schlanker, eleganter Mann in mittleren Jahren, der ein feines, beinahe helles Gesicht von brauner Blässe, überglüht von harten grünen Augen hatte. Das dunkle dicke Haar war scharf zurückgestrichen und bedeckte wie ein Helm den schmalen Kopf. In unsäglichem Verborgenen durchschauten Waltherspiel des Antlitz, das bis auf den Mund vollkommen und von edlem Gleichmaß schien. Der Mund war etwas schief, war hart und von energischer Entschlossenheit.

„Wir bedauern tief, daß Sie ein solcher trüber Anlaß herführt,“ sagte Madernburg verbindlich und stand da, als ob ein Fächer sich auf einen unsichtbaren Degen stütze.

Waltherspiel fand diese Geste und die Worte peinlich und komisch. Er machte eine unbestimmte Handbewegung, wollte etwas sagen und empfand auf einmal, wie unendlich schwer es war, den Mund zu öffnen und ein nicht banales Wort zu finden.

Erika stand abseits. Sie konnte unauffällig das Profil von Waltherspiel betrachten. Von den Nasenflügeln abwärts liefen ein paar tiefe Falten; auch um seine Augenwinkel lagen Krähenfüße, die sich, wenn er sprach, bald stark, bald schwach verschoben. Es gelang ihr nicht, den Augenausdruck zu erkennen. Nur daß seine Wimpern seltsam dunkel, lang und dicht gewachsen waren, sah man.

Er hat Leid erfahren, dachte sie und fühlte, daß ein Mitleid in ihr aufstieg, dessen Grund sie nicht erkennen konnte. Wie alt war er? Ende Dreißig. Anfang Vierzig. Oder älter.

Plötzlich drehte Waltherspiel den Kopf zu ihr herum und sah sie an. Es war, als ob die großen, strahlend blauen Augen des verstorbenen Reinhold Waltherspiel erständen und sich in die ihren senkten.

„Ich höre, daß Sie gestern erst von einer längeren Reise kamen, gnädiges Fräulein.“

Seine Röte stieg in Erika Gesicht. „Ja. Ich war bei einer Freundin in Berlin.“

Der Domänenrat trat näher und nahm Waltherspiel am Arm. „Wann Sie noch ein Schlückchen Rotwein mit mir trinken möchten. Darf ich in die Halle bitten, meine Herren.“

Schon nach einer halben Stunde stand der Latscher auf. „Höchste Zeit, Domänenrat. Die Motorredner gehen heut zum erstenmal bei mir im schweren Boden. Es ist zudem nicht ausgeschlossen, daß inzwischen meine Frau schon angekommen ist und mit dem Essen auf mich wartet.“

„Sind Sie mit dem Wagen hier, Baron?“

„Ja.“

„Darf ich Sie im Auto mit mir nehmen, Herr von Madernburg. Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen.“

Plötzlich fühlte Waltherspiel, daß Erika Labuhn ihn ansah. Er hatte das Empfinden, daß in ihrem Blick ein Ausdruck des Erstaunens, ja Befremdens lag.

Sonderbarerweise fing sein Herz mit einemmal zu schlagen an. Er hob den Kopf. Er mühte sich ein kümmerliches Lächeln auf die Lippen.

„Prächtig, lieber Doktor,“ sagte Madernburg indessen. Wenn Sie mittags das Lever in Latsch erleben wollen.“

Der Domänenrat war aufgestanden, um den Latscher Kutsher zu beordern. Für Sekunden spann sich zwischen der drei andern eine Stille, die bedrückend wirkte. Danach sagte Erika Labuhn:

„Wenn Sie irgend etwas in der Wirtschaft brauchen, Doktor Waltherspiel.“

„Danke, gnädiges Fräulein.“

Madernburg erhob sich. Der Domänenrat kam wieder in das Zimmer. „Wollen Sie noch selber Ihren Kutsher vorsehen?“ fragte er den Latscher.

Nun trat Waltherspiel an Erika heran. „Ich werde daran denken, daß Sie sich als guter Geist erböten haben, wenn ich etwas brauchen sollte. Darf ich also wiederkommen, gnädiges Fräulein?“

„Jederzeit.“

„Dann — bald.“

„Das ist ein Wort, mein Lieber,“ sagte der Domänenrat.

Der Diener schloß den Schlag und trat zurück. Labuhn und seine Tochter winkten. Der Motor sprang an.

Eine nagelneue Limousine war es, die die beiden Herren vorwärtsstrug. Mit Kristallfacetten, eleganten Bordensteinen mit Telephon zum Führersitz und mit geschliffener Ampel.

Waltherspiel nahm eine Zigarettenbox aus dem eingebauten Necessaire und reichte sie zu Madernburg.

„Nette Menschen...“ sagte er. „Die Labuhns.“

Madernburg fing an zu lachen, lehnte sich zurück und kreuzte seine Knie.

„Warum lachen Sie?“

„Nett...! Wer ist nun also nett? Er... sie?“

„Beide.“

„Stimmt. Ausnahmsweise. Sonst meint man die Tochter und pouffiert den Vater. Übrigens, die Erika Labuhn ist wirklich lieb. Und blond. Blond ist heut' gesucht. Zudem hat sie lange Haare. Bubitöpfe sind nicht mehr modern. Die Tendenzen wechseln eben wie die Ausdrucksformen des Geschmacks. Schließlich hat sie Geld. Last not least — was? Einzige Tochter.“

Waltherspiel sah aus dem Fenster. Die Madernburgsche Art zu sprechen, sagte ihm nicht zu. Er wechselte das Thema.

„Steinpleiß?“ fragte er und zeigte aus dem Fenster.

„Ach, du lieber Gott! Gut, daß das Labuhn nicht hört. Re — das ist schon Herrensteiner Vorwerk. Dies Jahr sollen Rüben her. Mit dem Weizen war's nichts. Ueberhaupt... sind Sie Landwirt?“

„Nein.“

„Nichtig... Kaufmann,“ meinte Madernburg. Plötzlich nahm er eine Zeitung aus der Tasche. „Verzeihung“ sagte er. „Irgend etwas suchte er im Handelsteil. 25, 64... 25, 34. Flau... Flau.“ Dann zu Waltherspiel: „Spekulieren Sie?“

„Nein.“

„Natürlich. Warum sollten Sie?“ Wieder steckte er die Zeitung in die Tasche. „Kennen Sie schon Zuckersin?“

„Ja. Oberflächlich.“

„Nun?“

„Ich habe nur ein mehr als flüchtiges Urteil. Er scheint äußerst lebenswürdig, sie — sehr hübsch.“

„Hübsch — mein Gott. Hübsch ist mal gelegentlich ein Adenmädchen und ein Mannequin. Eine Frau wie die Baronin hat nur Stil. Stil ist alles. Stil kommt aus der Atmosphäre, die um gute Rasse weht. Rasse aber ist das Resultat von Ausdrucksformen, die man von den Ahnen mitbekommt. C'est tout.“

„So...“ Waltherspiel begann zu lachen. „Bringen wir sie Sache auf die Formel: Stil sind Ahnen. Aber wenn man keine hat? Ich zum Beispiel oder Fräulein Erika Labuhn? Was dann?“

„Aber...“ sagte Madernburg erstaunt. „Eine Frau ist doch kein Bild, das durch die Jury abtagiert wird. Es genügt durchaus, daß Sie sie schön und reizend finden. Notabene, ich bin ganz der gleichen Ansicht.“

Lange glitt das Auto schon auf Latscher Boden. Winterweizen sproßte rechts in langen Linien, zur Linken zog der Motorredner mit dem Pfluge über brache Erde.

Endlich kam das Schloß.

(Fortsetzung folgt)

Der beste Reporter des Landes.

Skizze von Artur Kolesch.

Der Untersuchungsrichter Vertie bemühte sich, so wohlwollend und gütig zu erscheinen, wie er es zur Erreichung seines Zieles für dienlich hielt. „Nun habe ich Sie bereits zwei Stunden ausgefragt, aber ich sehe, so kommen wir nicht weiter. Vielleicht erzählen Sie mal selbst, wie sich die Sache zugetragen hat.“

Tom Hastings, der durch das Kreuzverhör etwas müde geworden war, richtete sich auf; seine Züge strafften sich. Er war wieder ganz bei der Sache, als er antwortete: „Was soll ich Ihnen noch erzählen, Herr Untersuchungsrichter? Es stand ja alles haarklein in meiner Zeitung.“

„Vielleicht haben Sie doch noch etwas vergessen; möglicherweise etwas, was Ihnen ganz unwichtig erscheint und doch geeignet ist, in diese geheimnisvolle Angelegenheit einiges Licht zu bringen. Bedenken Sie, unter welcher schwerem Verdacht Sie stehen. Erzählen Sie mir alles, auch das Nebensächliche.“ Und nach einer kleinen Pause trostigen Schweigens des Untersuchungsgefangenen fügte er milde, beinahe bittend, hinzu: „Erleuchten Sie Ihr Gewissen! Gestehen Sie!“

„Gestehen?“ ... Gestehen?“ brauste Tom Hastings auf. „Hier gibt es nicht zu gestehen. Da! Lesen Sie selbst, falls Sie es vergessen haben sollten... Oder haben Sie das heutige Morgenblatt noch nicht gelesen?“

Die letzten Worte sprudelte er mit einem gewissen Unterton von Spott hervor, die der gewiegte Kriminalist als ein Zeichen beginnender Unsicherheit hinnahm. Er lächelte leise, als er den Aufgeregten beschwichtigte: „Gewiß habe ich Ihr ausgezeichnetes Interview mit dem Präsidenten gelesen. Jede Zeile, die darüber im heutigen Morgenblatt steht, könnte ich Ihnen fast wörtlich wiederholen. Aber wollen Sie mir nicht mal erzählen, was sich vor diesem Interview abgepielt hat?“

Lauernd lag des Richters Blick auf dem Verdächtigen. „Das ist schnell erzählt“, begann dieser, nachdem er sich wieder gefaßt hatte. „Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, Herr Untersuchungsrichter, daß ich in Fachkreisen als der beste Reporter des Landes gelte. Als nun vor einigen Tagen der Präsident in unsere Stadt kam und gleichzeitig bekannt machte, daß er keinem Herrn von der Presse ein Interview gewähren werde, war es mir sofort klar, daß ich das Unmögliche möglich machen müßte. Und das es mir auch tat.“

Erinnerungen aus dem Harem des Sultans.

Das Leben einer Dame am früheren türkischen Hof. — Ein Blick hinter die Kulissen.

Von Prinzessin Nedjide Mustafa, Schwiegertochter des verstorbenen Sultans Abdul Hamid.

Meine Mutter war noch ein junges Mädchen, als sie an den Hof der Mutter Abdul Hamids kam. Dort lebten die Frauen nach streng orthodoxer türkischer Sitte. Als Abdul Hamid, der eine moderne Erziehung genossen hatte, den Thron bestieg, zog sich seine Mutter vom Leben am neuen Hofe zurück. Sie war den Veränderungen, die am Hofe ihres Sohnes eintraten, abhold, denn er folgte nicht den Gewohnheiten seiner Vorgänger, sondern wählte einen anderen Palast.

Die früheren Sultane wohnten im Beschiktaş oder Beglerbey-Serail. Abdul Hamid dagegen ließ den Zildis-Palast erbauen und nahm dort Wohnung. Im neuen Schloß erinnerte recht wenig an orthodoxe türkische Lebensführung; der Monarch umgab sich mit europäischer Eleganz und Bequemlichkeit. Das Schloß war mit ungewöhnlich gutem Geschmack ausgestattet, und alles, was sich an wirklich künstlerisch Wertvollem aufreiben ließ, wurde dort aufgestellt. Es gab im Palast sogar eine Bühne, so daß der Sultan das Schloß nicht zu verlassen brauchte, wenn er einer Theatervorführung beiwohnen wollte. Die berühmtesten Truppen wurden eingeladen, vor ihm zu spielen.

Dennoch verlebte Abdul Hamid niemals die heiligen Gesetze des Korans, und er besaß streng die Bestimmungen hinsichtlich der Frauen. Eifersüchtig hielt er jeden Fremden von jenem Teil des Schloßes fern, in dem die kaiserlichen Damen ihr abgeschiedenes Leben führten.

Er liebte die Musik sehr — nicht die türkische, sondern die italienische — und deshalb schätzte er besonders italienische

Sänger. Keine italienische Truppe hat jemals Stambul besucht, ohne zu einem Spiel vor dem Sultan aufgeführt worden zu sein. Diese Opernaufführungen zeichneten sich immer durch großen Glanz aus und fanden vor dem ganzen Hofe statt. Selbst die Damen waren anwesend. Sie wurden in besonderen verschlossenen Logen verborgen, die den Vorzug hatten, daß die Frauen von ihnen aus alles sehen konnten, was sich auf der Bühne und im Parterre zutrug. Hinter diesem engmaschigen Gitter sah dann der ganze Harem, aber nur die neugierigen Augen der Frauen konnten vom Zuschauerraum aus gesehen werden, niemals die Haremsdamen selbst.

Bei solchen Gelegenheiten waren nicht nur der Sultan, seine Familienangehörigen und die Hofwürdenträger, sondern auch alle Mitglieder der ausländischen Botschaften und Gesandtschaften zugegen. Die Diplomaten kamen niemals allein. Sie wurden von ihren Frauen und Töchtern begleitet. Dieses erleuchtete Publikum war einstimmig der Ansicht, daß die Aufführungen im Sultanspalast schwerlich durch irgend ein Schauspiel oder eine Oper des Westens übertroffen werden konnten.

Abdul Hamid schwärmte derartig für die Musik, daß er allen seinen Söhnen Musikunterricht geben ließ. Tatsächlich wurden auch alle Prinzen Meister auf dem einen oder anderen Instrument.

Das Leben am Hofe war prunkvoll, und immer gab es Empfänge und Festafeln. Zu diesen öffentlichen, mit großem Glanz und Pomp vor sich gehenden Feierlichkeiten erhielten Damen keinen Zutritt. Die Küche des Sultans war ausserlesen, und nur französische Köche wurden im Schloße beschäftigt. In den Kellern des Zildispalastes lagerten die besten Weine der Welt. Aber nur die zu Hofe geladenen Fremden genossen diese ausgetrockneten Tropfen, denn der Sultan selbst

trank nie. Er ließ sie für seine Gäste aufbewahren, die

zu diesem Augenblick schillerte das Telephon... Richtig nahm Vertie den Hörer ab. „Wie? ... Der Präsident nicht ermordet? ... Eines natürlichen Todes gestorben? ... Herzschlag...“

„Sie haben gehört.“ Vertie reichte dem Verblüfften die Hand. „Sie sind frei... Habe es mir ja gleich gedacht... Beiläufiges Mißverständnis... Kann aber vorkommen... Bitte, zu entschuldigen.“ Er drückte auf einen Knopf und gab dem eintretenden Beamten entsprechende Weisungen.

Tom Hastings hatte für die Entschuldigungen des Untersuchungsrichters nur ein überlegenes Lächeln. Sein Ruhm als bester Reporter des Landes würde durch dieses Journalistenstückchen nur noch wachsen, dachte er. Daß die Welt von seiner Tat erfahre, dafür würde er schon Sorge tragen.

Was sie aber nie erfahren wird, ist der Umstand, daß jenes berühmte Interview überhaupt nie stattgefunden hat. Hastings war, als er in der Telefonzelle des Hotels mit seiner Redaktion sprechen wollte, unversehens in ein anderes Gespräch hinein geraten und hatte so die Schreckensbotschaft erfahren, daß der Präsident tobt, in seinem Stuhle sitzend, tot aufgefunden worden sei. Sein Tod sollte aber vorerst verschwiegen werden. Das hatte Tom Hastings auch getan.

Aber Tote können nicht sprechen und sich auch gegen ein Interview nicht mehr wehren.